

Eine Frau wie ein Baum

Niemand war erstaunt, dass ich auf ihrem Begräbnis war. Es beachtete mich auch niemand besonders. Ihr Begräbnis war wohl das meistbesuchte unserer Stadt.

An dem Nachmittag, bevor sie starb, hatte ich sie zuletzt gesehen. Sie, die sonst immer an einem Tisch hinter dem Fenster saß, als ob sie dort verwurzelt sei wie ein Baum, war an diesem Nachmittag in den Garten hinunter gekommen. Ihr Haar fiel in langen, braunen Wellen offen über ihren Rücken. Ihr zu mir herüber wandernder Blick zeigte keinerlei Neugier, kein Interesse oder Erstaunen. Die bedeutungsschwere Tiefe ihrer dunklen schwarzen Augen war von etwas zerstört worden. War dieses Etwas unsere Kleinstadt? Oder ihr Mann? Nur sie konnte das wissen.

An dem Tag, als sie ihren Mann das erste Mal in unsere Stadt begleitete, sah ich sie. Ihr Mann ist in unserer Stadt als Schriftsteller eine Bekanntheit. Obwohl die ganze Stadt neugierig war, wer denn die neue Frau des Schriftstellers sei, war ich es, der als Erster die Gelegenheit bekam, sie aus der Nähe zu betrachten. Das lag daran, dass das Paar sich bei seiner Ankunft von den drei wartenden Taxis ausgerechnet für meines entschied.

Mir wurde klar, dass ich von dem Moment dieser ersten Begegnung an keine innere Ruhe mehr finden würde. Ich hatte nicht darauf geachtet, was für Kleidung sie an jenem Tag trug. Ich hatte nicht darauf geachtet, ob sie kräftig oder zierlich war. Was mir auffiel, waren ihre schönen, tiefgründigen Augen. Sie war die Frau mit den schönsten Augen, die ich je gesehen hatte. Es waren die großen, leuchtend klaren Augen eines sehr klugen Menschen. Die Augen einer Frau, deren Blick die Zärtlichkeiten, die Härten und die Gaben der Welt durchdringen und abschätzen konnte. Als mich diese Augen mit ihrer vornehmen Größe gefangen nahmen, starrte ich sie wie gelähmt an.

Erst als der Schriftsteller auf die großen schweren Holzkisten deutete und etwas sagte, erinnerte ich mich daran, ihm beim Einladen zu helfen. Da die Holzkisten sehr schwer waren, mussten wir einen Arbeiter bitten, uns tragen zu helfen. Die Frau fuhr still vorne im Wagen mit, zwischen dem Schriftsteller und mir. Während der Schriftsteller etwas über das Klima der Stadt erzählte, hörte sie schweigend zu und nickte. Ihr Haar fiel in langen braunen Wellen über ihren Rücken. Im Fahrtwind streifte plötzlich eine braune Locke meine Wange. Ich atmete tief durch und richtete meine Aufmerksamkeit angestrengt auf die Rinderherde am Straßenrand, die mir jederzeit in die Fahrbahn laufen konnte. Als wir das Gepäck ausluden und ins Haus brachten, hal-

fen die alte Haushälterin und ein Nachbar. Als unser Schriftsteller bat, die Kisten ins zukünftige Studierzimmer zu tragen und dort abzustellen, war ich voller Elan dabei. Sie betrachtete neugierig das stattliche Holzhaus, in dem sie von nun an ihr ganzes Leben verbringen würde, und trat ein. »Hast du noch Bücherregale übrig?«, fragte sie ihren Mann. Ihre warme Stimme klang kraftvoll und zufrieden. Der Schriftsteller lächelte und schüttelte den Kopf. Während sie den Kopf in den Nacken warf und lachte, wirkten ihre Lippen jugendlich voll. »Dann lassen wir eben noch welche machen. Sodass wir je eines für die französischen, für die englischen und für die deutschen Autoren haben, oder? Wäre es nicht gut, die verschiedenen Bücher so sortiert aufzustellen?« Der Klang dieser Worte war das Erste und Einzige, was ich je von ihr hörte. In den folgenden Jahren sollte ich keine Gelegenheit mehr haben, den Klang ihrer Stimme zu hören. Erst später erfuhr ich, dass sie jene Dichterin war, deren Gedichte ich schon lange mochte. Damals hoffte ich, dass ich ihr eines Tages sagen könnte, dass ich, der literaturbegeisterte Taxifahrer, seit Jahren ihre Gedichte und ihre Übersetzungen ausländischer Dichter geschätzt und aufgehoben hatte.

Wenn ich an ihrem Haus vorbeifuhr, sah ich sie. Sie saß am Fenster des Zimmers, in dem ich einst ihre Bücherkisten abgestellt hatte und sah nach unten auf etwas, mit dem sie sich konzentriert zu beschäftigen schien. In der Hitze der Sommernächte ebenso wie in der Kühle der Monsunnächte saß sie ausdauernd, bewegungslos dort. Ich habe niemals gesehen, dass sie einkaufen oder in der Stadt spazieren ging. Einmal, als sie gerade erst in unsere Stadt gezogen war, sah ich sie und ihren Mann im Kino. Er schien sich nicht an mich, den Taxifahrer, zu erinnern. Ihre Augen aber schienen mich wieder-

von Ju
Übersetzung
aus dem Myan-
marischen von
Dr. Georg Noack

Dr. Tin Tin Win (geb. 1958), Künstlername Ju, ist Ärztin, praktiziert ihren Beruf jedoch nicht mehr. Ihr literarisches Debüt, der Roman A Hmat ta ya von 1984, wurde zum Bestseller. Sie hat sieben Bände mit Kurzgeschichten und neunzehn Romane veröffentlicht, viele wurden verfilmt. Die Protagonistinnen in ihren Werken sind oft selbständige junge Frauen, die nicht von ihren Männern abhängig sind. Sie schreibt außerdem Artikel über Literatur, Gesundheit und Bildung, und engagiert sich für Umweltthemen.

*Dr. Tin Tin Win
alias Ju. (© Ju)*



zuerkennen. Als wir den Kinosaal wieder verließen, ertappte sie mich dabei, wie ich sie anstarrte. Mit funkelnden Blicken sah sie mich einen Moment lang an. Es waren Blicke, die mich zu durchdringen, zu lesen, zu durchschauen schienen. Blicke wie die, mit denen Rita Hayworth eben im Film Glenn Ford angesehen hatte, dachte ich. Als sie sich abwendete, sah ich diese Blicke noch lange vor mir. Sie veranlassten mich dazu, immer wieder an ihrem Haus vorbeizugehen und mit den Augen das Fenster nach ihr abzusuchen. Manchmal sah sie mich dabei; manchmal auch nicht.

Wie konnte sie Monat für Monat, jahrelang so dort sitzen, im Zimmer eines Hauses in einer langweiligen Kleinstadt? Der Schriftsteller pflegte alleine zu Empfängen und anderen gesellschaftlichen Anlässen zu gehen. Wenn andere ihn fragten »Und ihre Frau?«, antwortete er, sie möge keine großen Ansammlungen von Menschen, wolle lieber alleine sein, sei nicht besonders unternehmungslustig. Nach einiger Zeit hatten die Menschen die Frau des Schriftstellers vergessen. Ich war wohl der Einzige, der sie nicht vergessen konnte.

Ob sie sich wohl liebten? Diese Frage war zu Beginn ein viel diskutiertes Thema in unserer Stadt. Mit meinem Interesse an den beiden war ich damals nicht alleine. Viele Menschen in der Stadt brannten vor Neugier über den Schriftsteller und seine Frau. Den Worten der alten Haushälterin zufolge liebten sie sich. Aber sie waren sehr verschieden, das war mir aufgefallen. Ihr Blick strahlte Lebenserfahrung aus; seine Augen hingegen wirkten naiv. Ihre Lippen waren jugendlich und zart, seine trocken und rissig. Sie hatte schlanke schöne Hände; die seinen waren eher grob und unansehnlich. Sie war zurückhaltend und in sich gekehrt, der Schriftsteller laut und aufbrausend. Die Haushälterin sagte, das Einzige, das sie gemeinsam hatten, war, dass sie beide mit Büchern warfen, wenn sie sich stritten. Sie verbrachte die Tage lesend; der Schriftsteller hingegen las kaum und schrieb viel. Abends sprächen sie oft über »langweilige Themen«, erzählte die Haushälterin. Meistens war sie es, die erzählte und er hörte zu. Manchmal stand der Schriftsteller auf, um sich ein Blatt Papier zu holen und etwas zu notieren. Dann sah sie ihren Mann zufrieden und liebevoll an, wartete auf ihn und wiederholte geduldig noch einmal das eben Gesagte. Sie wird die Freude und den Stolz einer duftenden Blume empfinden, die kurz davor steht, gepflückt zu werden, dachte ich.

In den zwanzig Jahren, seit ihrer Ankunft in unserer Stadt, gab es keine wesentlichen Veränderungen. Die Stadtbevölkerung hatte ein wenig zugenommen. Es gab drei neue Restaurants und einen neuen Markt, dafür weniger Bäume und stickigere Luft. Die beiden hatten sich auch kaum verändert. Der Schriftsteller hatte noch mehr Erfolg gehabt und seine Texte waren nicht mehr die oberflächliche, leichte Lektüre von

einst, sondern hatten deutlich an Tiefgang gewonnen. Seine Gedanken, Empfindungen und philosophischen Betrachtungen traten in seinen Texten deutlicher hervor. Der Schriftsteller, den ich früher nicht so richtig ernst genommen hatte, war wie ein Traum in der Vergangenheit zurückgeblieben. Jetzt war der Schriftsteller, dem wir begegneten, ein großer Denker. Und sie? Ob sie ihre Existenz als Dichterin aufgegeben hatte? Seit über zehn Jahren hatte ich kein neues Gedicht von ihr gelesen. Als ob unsere Stadt ihre Kreativität zerkaut und verschluckt hätte. Ihre einstigen Leser hatten begonnen, ihren Namen zu vergessen. Wer sie nicht vergessen konnte, das war ich. Während ich darauf wartete, eines Tages mit ihr über ihre Übersetzungen deutscher und französischer Gedichte zu sprechen, verging viel zu viel Zeit. Ich hätte ihr gerne gesagt, dass sie mich nicht nur als »die Frau des Schriftstellers« interessierte. Hätte gerne mehr über ihren leuchtenden Blick erfahren. Über ihre zarten, feinen Finger. Über ihre mutige, lebhafteste Fantasie, die tiefsten Abgründe des Leidens, das sie erfahren hatte, und über den Schmerz, den sie empfand. Hätte sie weiter Gedichte geschrieben, so hätte ich aus ihren Wörtern, dem Fluss ihrer Zeilen, den gewählten Formen etwas von ihr erahnen können. Sie war aber seit vielen Jahren verstummt.

Schon lange hatte ich nicht mehr über die Bedeutung von Frauen nachgedacht. Wäre nie darauf gekommen, dass ihr Gehirn ebenso wichtig sei, wie ihr Körper. Keine Ahnung, was die Menschen sonst so machen, wenn sie unerwarteten Dingen begegneten. Wenn mir etwas Unerwartetes geschah und ich selber gar nichts dagegen unternehmen konnte, trank ich. Als in der Runde dann die Schnapsgläser aneinanderstießen, murmelte ich unversehens »Auf eine Frau, für die ich großen Respekt empfinde!« Die Männer aus der Runde lachten über mich. »Eine Frau ...« Als ich ihren Spott nicht mehr ertragen konnte, verpasste ich dem nächstbesten Spötter eins und verließ die Runde.

Mit den Monaten und Jahren, in denen ich wieder und wieder vor ihrem Haus vorbeikam, lernte ich den Ausdruck ihrer Augen einzuschätzen. Sicher war, dass ihre Blicke sich langsam verändert hatten. Enthusiasmus und Zufriedenheit waren nach und nach aus ihnen verschwunden und Zynismus und einem Ausdruck von Lethargie gewichen, der für nichts und niemanden mehr Begeisterung zu empfinden schien. Meine romantische Vorstellung, mit ihr über ihre Gedichte zu sprechen, blieb Fantasie ohne jemals konkrete Formen anzunehmen.

So kam es, dass mich an einem kühlen Januar morgen die Nachricht von ihrem Tod erreichte. Ich konnte es gar nicht glauben. Sie sei auch schon lange nicht mehr gesehen worden, sagte jemand von denen, die sie seit Langem vergessen hatten. Sie habe irgendeine Krankheit gehabt, sagte ein anderer. Als ich die Leute so über sie sprechen hörte,

empfand ich einen tiefen Schmerz, begann zu zittern und starrte abwesend vor mich hin. Wie konnte ich sagen, dass sie gar keine Krankheit gehabt hatte? Am Abend vor ihrem Tod hatte ich sie als letzter Außenstehender zu sehen bekommen. An jenem Abend hatte sie neben dem Gartentor gestanden. Sie sah mit als braune Wellen offen herabfallenden Haaren zu mir herüber. Obwohl es kein Leuchten in ihren Augen gab, waren auch keine Anzeichen einer Krankheit darin zu erkennen. Es waren nicht die Augen einer Frau, die am nächsten Tag sterben würde. Vielmehr waren es Augen, aus denen der Entschluss sprach, etwas Unausgesprochenes endlich offenzulegen. Es war an diesem Abend, dass ich den längsten Blickkontakt mit ihr hatte. Dann aber wandten wir wie gewöhnlich die Augen wieder ab, ohne dass etwas Besonderes geschehen wäre.

Konnte Sie einfach plötzlich über Nacht sterben? An welcher Krankheit? Niemand weiß das. Als der Arzt kam, war sie bereits tot, hieß es später, knapp zusammengefasst. Als ich sie betrachtete, wie sie dort lag, als ob sie friedlich im Sarg eingeschlafen sei, sah ich, dass sie wirklich tot war. Ganz sanft berührte ich

eine ihrer Hände, die man auf ihre Brust gelegt hatte. Die Hand war eiskalt. Während ich sie ansah, spürte ich Traurigkeit in mir aufsteigen. Erst nach ihrem Tod erhielt ich die Gelegenheit, ihre zarte Hand liebevoll zu berühren. An sich war das ja nichts Besonderes – welchen Grund hätte ich zu ihren Lebzeiten gehabt, ihre Hand zu halten? Sie war ja eine Dichterin und ich nur ein Bücher liebender Taxifahrer. In jener Nacht betrank ich mich und weinte.

Am nächsten Tag wurde Sie verbrannt und bestattet. Bei der Trauerfeier war der Schriftsteller wirklich zu bemitleiden. Menschen, die sich um ihn gesammelt hatten, um ihn mit den Lehren des Buddha zu trösten, fuhr er wütend an. »Meine Frau war wertvoller, als ihr euch vorstellen könnt«, schluchzte er. Ich glaube, ich verstand seine Trauer besser als alle anderen. Keine einzige Blume habe ich seither je auf ihr Grab gelegt. Sie selbst war ein überaus kostbarer Baum, gegenüber dessen Blütenvielfalt jede von mir gebrachte Blume bedeutungslos wäre. An jenem Nachmittag auf dem Friedhof aber tat ich etwas, das ich noch niemals zuvor getan hatte: Ich pflanzte ihr zu Ehren einen Baum.